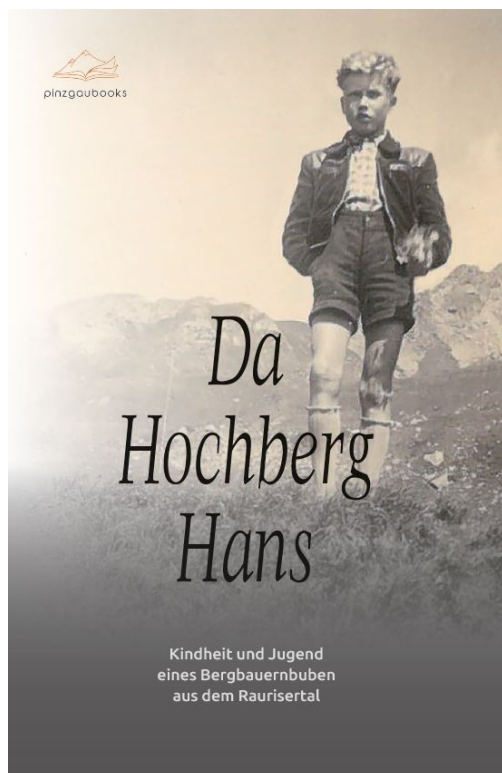


„Da Hochberg Hans“

Kindheit und Jugend eines Bergbauernbuben
aus dem Raurisertal

*„Ich will mich nicht beklagen, eher freuen, dass ich alles halbwegs
unbeschadet bewältigt habe.“*

In zahlreichen Anekdoten schildert Hans Wallner die Freuden aber auch die Mühsal seiner Kinder- und Jugendzeit am damals noch strom- und zufahrtslosen Hof. Kränkliche Eltern, lange Schulwege durch knietiefen Schnee, atemberaubende Skiabfahrten ins Tal, strenge Lehrer und Pfarrer, kecke Lausbubenstreiche sowie die harte und frühe Mitarbeit in der Landwirtschaft prägten sein Aufwachsen.



Zur Person: Johann (Hans) Wallner wurde 1944 als zweitältester Sohn einer Bergbauernfamilie in Rauris geboren. Nach seiner Kindheit am elterlichen Hochberghof (1.264m Seehöhe), arbeitete er 39 Jahre als Zuchtwart für den Salzburger Rinderzuchtverband. Er begann im Jahr 1967 mit der Zucht der vom Aussterben bedrohten Ziegenrasse der Tauernschecken und gilt als ihr Retter. Heute lebt er mit seiner Frau Ruth am Peterlhof in Rauris.

Autor und Herausgeber: Mag. Michael Fazokas,
Verlag: pinzgaubooks, März 2022

96 Seiten

ISBN: 978-3-200-08223-6

Preis: € 19,90

Buchbestellungen per E-Mail an info@pinzgaubooks.at oder unter
www.pinzgaubooks.at



Leseproben

Anekdote 1:

Mei Hoam



Der Hochsonnberg-Hof im Raurisertal

Die Entscheidung meiner Großeltern, dass sie sich 1918 am Hochberg angekauft haben, war und ist zugleich Schicksal für etliche nachfolgende Generationen. Nach der Brandkatastrophe im Dezember 1934 hat es am Hochberg für uns keine unmittelbaren Nachbarn mehr gegeben. Das Hochberggut sowie das benachbarte Gehöft brannten völlig ab. Der betroffene Nachbar war zu alt und wollte nicht mehr aufbauen. Die Nachbarn haben das niedergebrannte Anwesen aufgegeben, und übersiedelten einfach in ein anderes Rauriser Lehen, das ihnen auch gehörte. Meine Familie hat damals die frei gewordenen Flächen dazugekauft – wieder Steilwiesen und etwas Wald. Dadurch wuchs die Arbeit ins schier Unermessliche, von da an waren die Flächen von zwei Höfen mit derselben Arbeitskraft zu bewirtschaften.



Meine Eltern in der Zeit des Kennenlernens. Der Vater war damals Melker, meine Mutter Sennin auf einer benachbarten Alm. Ein Strauß Almrosen als Aufmerksamkeit.

Am 12. Jänner 1944 ist meine Mutter durch einen halben Meter Neuschnee ins Tal gewatet und dann noch fünf Kilometer zu Fuß weiter in die Entbindungsstation nach Rauris, wo ich abends das elektrische Licht der Welt erblickt habe. Über so einer Knabengeburt in einer Zeit, wo die Katastrophe der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts ihren Höhepunkt hatte, stand ein ziemlich großes Fragezeichen. Man sollte unendlich dankbar dafür sein, dass unsere Generation eine lange Friedenszeit erleben durfte. Ob durch Zuwachs menschlicher Vernunft oder befördert durch das Gleichgewicht des Schreckens (Atombombe) bleibt offen. Wir Kinder haben übrigens beim Spielen nie auf andere Menschen zielen dürfen, nicht einmal mit einem Kuhltriebstecken oder einem Holzscheitel. Durch die schrecklichen Eindrücke des Krieges hatten unsere Eltern direkt eine pazifistische Einstellung. Die ganze Kindheit- und Jugendzeit war belastet durch die Sorge der Elterngeneration vor einem neuerlichen Krieg. Es folgte in dieser Zeit ein Ost-West-Konflikt dem anderen.

1950 war der Schulbeginn mit vielen neuen Eindrücken. Ich musste nun fast täglich ins Tal nach Wörth und war oft verunsichert. Als Bergbauernkind ist einem ja schon das Postbusauto so mächtig vorgekommen. Und etwas war mir damals unheimlich, nämlich die Ache, die aus dem Seidlwinkltal ins Raurisertal floss, die war auch so groß. Einige junge Burschen im Dorf hatten das erkannt, dass ich die Ache fürchtete. Also haben sie mich gefangen, bei den Füßen gepackt und Kopf über auf der Standlbrücke hinunterhängen lassen.

Wenn ich ihnen damals ausgekommen wäre, weil ich mich gewehrt und gezappelt hätte, dann wäre ich womöglich damals in der Ache ertrunken. Als sechs jähriger Bauernbub blieb mir nichts anderes übrig als ihnen zu drohen, dass ich es meinem Tatn sagen würde und daneben fing ich an aufs Ärgste zu heulen und zu plärren. Was soll man sonst machen als Sechsjähriger, als lauthals und möglichst herzerreißend loszuheulen? Und da haben sie mich dann doch wieder heraufgehoben und laufen lassen.

Anekdote 2:

Ständiges Frösteln

Mein Schulgewand bestand aus einer groben Lodenhose und einer wollenen Strickjacke, die ich über dem Hemd anhatte. Beim Stapfen auf den oft nur schlecht ausgetretenen, schmalen Wegen blieb der Schnee an Hose, Stutzen, Jacke, Haube und den Wollfäustlingen hängen und froh dort oft zu kleinen oder größeren Klumpen fest, er hat sich so richtig angelegt. Wenn ich dann in die Schule kam, mussten wir zuerst die Schuhe ausziehen. Die blieben dann im unbeheizten Schulvorhaus stehen und trockneten den ganzen Vormittag nicht. Die Schnee- und Eisklumpen an Hose und Jacke schmolzen während der Schulstunden zwar aber trocken wurde die Kleidung dadurch nicht. Übrigens genauso wie an nassen Sommertagen, wenn ich auf zugewachsenen Wegen an den hereinhängenden Gräsern und Ästen streifte, die meine Schuhe und die Hosen bis zu den Knien durchnässten.



Meine Schulklasse bei einer kleinen Weihnachtsfeier mit dem Oberlehrer Stöger

Zudem saßen wir Buben an der Fensterseite des Klassenraumes, wo es durch die Fenster kräftig hereinzog und es wesentlich kälter war, als auf der Ofenseite des Zimmers, wo die Mädchen sitzen durften. Auf der Fensterseite war es ungemütlich und ich kann mich heute noch an ein ständiges Frösteln in der Schule in den kalten Wintermonaten erinnern, wenn der Schneestaub im Gewand langsam dahinschmolz und die Kleidung nass und kalt war. Da die Mädchen oft nur ein Kleidchen anhatten, waren die sowieso immer verkühlt, obwohl sie auf der Ofenseite des Raumes saßen und ich weiß noch heute, dass ständig ein Mädchen nach dem anderen aufzeigte

und die Lehrperson bat, austreten zu dürfen. Da hatten viele eine Blasenentzündung, ich sehe noch immer die hochgestreckten Arme vor mir: „Herr Lehrer darf ich bitte aufs Klo!“. Nach dem Unterricht mussten wir in die eiskalten, bockhart gefrorenen Schuhe steigen und wurden damit in die Kälte hinaus entlassen.

Je nachdem was einen zu Hause erwartete, dauerte der Schulweg einmal länger, das konnten schon einmal zwei bis drei Stunden sein, wenn ich die gebotenen Ablenkungen willfährig annahm. Im Winter wurde es so schon oft dämmerig oder gar finster, bis ich zu Hause ankam. Zumindest eine Stunde brauchte ich hinauf auf den Hochberg aber immer. Besonders schnell oben war ich, wenn der Tatn am Vortag oder in der Früh die Geburt eines Kitzes, Kalbes, eines Lammes oder gar eines Rössels angekündigt hatte, dann sputete ich mich besonders, weil da wollte ich als Bub natürlich dabei sein und helfen, so gut es ging.

Sobald es im Winter die zum Teil vereisten Ziachriesn gab, also die wannenförmigen Rinnen, die beim Heuziehen entstanden, dann stellten wir Buben uns auf unsere Schuhe in die Hocke, die Spitzen zeigten leicht in die Höhe, mit den Fäustlingen an den Händen griffen wir in den Schnee, um das Gleichgewicht zu halten und dann ging es los. Hinunter in Windeseile in den Bahnen, das war natürlich ein Spaß, es war ein Rasen. Und manchmal verlängerte sich der Heimweg, weil ich so manche Bahn einfach ein zweites und drittes Mal hinunterbrausen musste, nachdem ich die Schultasche in den Schnee gesteckt hatte: „So guat wia heit, is des donn nimma, so eisig, so schnö.“